

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 235

Dienstag, den 17. Oktober

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Hoffmann.

Der nächste Tag war der heilige Abend. Am frühen Morgen erhielt Herr Hinrichsen Briefe, die ihm wieder ein paar Hoffnungen schlugen — für den Augenblick die letzten. Er war bestürzt und auch Frau Gerlinde konnte nicht ganz verbergen, wie sehr sie erschrocken war.

Das Frühstück verlief in sehr gedrückter Stimmung. Phinele sah gar keinen Grund zu haben, daß sie mit einem auf den anderen und machte sich Gedanken, die nicht weit von der Wahrheit blieben. Sie sah wenig und wartete ungeduldig, bis Hinrichsen in sein Zimmer ging.

Dann schob sie sich der Mutter auf den Schoß und sah sie bitten an.

„Mutterle, ich bin kein Kind mehr und kann alles hören. Warum sagst Du mir nicht, daß schlechte Nachrichten da sind?“ „Beschick sie selbst Du Dich damit quälen? Es ist genug, daß wir die Sorge haben.“

„Also Ihr habt wirklich schlechte Nachrichten?“ „Ja. Aber es muß sich doch wohl was anderes finden. Schließlich ist's ja auch nach Neujahr noch nicht so spät.“

Phinele stand auf. „Und wenn es auch dann wieder nichts ist? Einmal wird's doch zu spät sein, und jetzt...“ — sie atmete tief und sah merklich entschlossen aus — „Jetzt ist noch ein Grund mehr da, uns die Heimat zu erhalten.“ Sie dachte an Franz und es war ihr, als müßte sie auch für ihn kämpfen. Dann kam sie mit einem Gedanken heraus: „Bist Du Dich sehr grämen, wenn ich heute Abend nicht bei Dir bin?“

„Nicht bei mir?“ Gerlinde sah sie verständnislos an. „Wo sollst Du denn sonst hin?“

„In Wien, wenn Du's erlaubst — ich fahre dann mit dem Zehn Uhr nach Wien.“

„Ja, mein Gott, was willst Du denn da?“ „Ganz genau weiß ich's selbst noch nicht, der Gedanke kommt mir ganz plöcklich. Aber ich habe das ganz sichere Gefühl, daß ich hier in Wien notwendiger bin, als hier. Und was man so schnell, das ist gut.“

„Aber das geht doch nicht — ich kann Dich doch jetzt nicht fortlassen. Gehen, das ist gut.“

„Gut, Mutterle — allein bin ich doch auch gelassener. Und heute muß es eben sein. Es kann mir doch auch gar nichts geschaden. In Wien fahre ich zu Welsbachs und bin dort zu Hause, fast so wie hier. Und es ist gut, daß ich dann gleich alle die Menschen finde, die ich vielleicht brauche: Franz, Vili und Gustl Smoboda.“

Phinele blieb bei ihrem Willen und gegen 8 Uhr abends trat sie in Wien ein.

Bei Welsbachs sah man gerade bei Tisch, als sie hereintrat. Herr Franz trat mit ihr das Christkind in die Stube, und auch bei den anderen war die Freude doch noch größer als das Entsetzen.

Es war ein starker Ernst und dazu eine lebhaft Befangenheit in dem von der Räte ruhig angehauchten Gesichte, das damit einen besonderen Reiz gewann. Für Welsbach hatte sie beide Posthände, für Frau Marie ein paar herzliche Klöße. Dabei hat sie: „Nicht fragen, bitte. Ich bin da und ich bin glücklich, wenn Ihr Euch auch ein bißchen freut.“

„Aber warum ist doch alles auf?“ wollte Frau Marie wissen.

saum, was er sonst nie veräumte, und sah mit weit geöffneten Augen in die Welt hinein. Das heißt, er sah nicht, er träumte. Aber er träumte Geühle, nicht Gedanken. Er fand sich in „ewiger Stimmung“, in „schlafender Welt“. Er wartete er heimlich darauf, von irgend etwas melangelogen zu werden. Nicht nur von etwas Baralem, Alltäglichem.

Langsam schoberte er seines Weges. Er mußte nicht, wohin er gehen wollte. Er ließ sich treiben. Plötzlich hörte er jemand vor sich gehen. Er sah aber nicht auf. Was gingen ihm die Leute an! Aber die Schritte hatten ihn in die Wirklichkeit gezogen. Er dachte nach. Hätte er sie nicht schon früher hören müssen! „Wo war ich denn mit meinen Gedanken!“ Da merkte er, daß die Sonne gerade untergegangen war. Und vor sich sah er eine Dame gehen. Ein junges Wesen mit hohem schönen Gang. „Es setzt so aus, als ob ich ihr nachliefe“, mußte er denken, „a's ihn irgend eine Frage höhnisch grinsend anjah. „Aber warum sollte ich ihr auch nicht nachlaufen?“ Die mittelalterliche Welt und die schweren Frühlingsdüfte hatten ihn in einen jenseitigen Reichthum versetzt, der ihn sonst fremd war. . . Er nahm sich vor, sie anzusprechen. Aber er wollte abwarten, bis ihm der Zu-fall Gelegenheit dazu verschaffte. Da bog sie rechts ein in eine Anlage. Sie ging langsam. Plötzlich war er mit ihr auf einer Höhe. Er sah sie an. Sie war sehr schön. Ihn schien, als ob sie lächle. Und doch erkannte er einen gewissen Schmerz in ihrem Antlitz, so wie wir ihn oft in Madonnenbildern wahrnehmen. Da zog er seinen Hut und sprach ein paar Worte. Seine Stimme klang ihm fremd — er hatte den ganzen Tag über sein Wort gesprochen. Sie antwortete nicht, sah ihn nur an. So lebendvoll, so traumhaft sprach weiter, er be-auchte sich an seinen eigenen Worten, sprach seine Geühle aus, schwärmte für die Natur — wie die Natur an diesem Morgen war. Sie blieb stumm. Was hätte sie auch sagen sollen! Er hatte noch keine Frage an sie gerichtet. Aber er wollte sie sprechen hören, sich auch an ihrer Stimme berauschen. Da fragte er sie etwas. Aber sie gab ihm keine Antwort, sah ihn nur schmerzlich an.

Er fragte wieder und wieder — und ihr Blick wurde ängstlich. Aber er mußte ihre Stimme hören! Er wollte sich nicht nur an ihren großen Augen, an ihrem schönen Gang berauschen!

Und wieder fragte er. Da hob sie ihre linke Hand und deutete auf ihn ein halbgeöffneten Mund. . . Da wurde auch er stumm und ging neben ihr her als ein Trauernder. . . Und sie lächelte immer. Ihre Angst war aus ihrem Blick gewichen. . . Aber der Schmerz war geblieben. Hinrichs wagte nicht, sie wieder anzusehen. Ihr Lächeln. . .

Vor einem Hause machte sie Halt, grüßte und verschwand. Er griff an seinen Kopf: Ein Traum?

Am fernem Himmel sah er Weiterleuchten.

Literatur.

Der Zusammenbruch. (Der Arlecino von 1870/71). Roman von Emilie Zola. Insel-Verlag Leipzig.

In der geborgenen und geschmackvollen Gewandtheit, mit der der Insel-Verlag ungeachtet aller e-prektionistischen und futuristischen Nichtigungen seine Verlagswerte ausstatter, liegt jetzt eine Neuauflage von Zolas Roman „Der Zusammenbruch“ (La débacle) vor. Er ist der Roman des Arlecines 1870/71, natürlich mit dem Augen des Franzosen gesehen, der das ungeheure Chaos, die gänzliche Niederlage alles Geistigen und Tatsächlichen in Frankreich, die vollkommene Verwirrung mitterlebt und zu tiefer empfunden hat. Wir in dem Deutschland von heute, nach dem verlorenen Weltkrieg, können die Qualen und Schmerzen die's Dichters so innig verstehen, wie es uns bei dem ersten Erscheinen seines Romans — 1891 — unmöglich gewesen wäre. Für die Freunde und Verehrer des starken Schilderers Zola ist es eine große Freude, eines seiner Werke in einer so guten Uebersetzung und in so schöner Form auf den Buchertisch gelegt zu bekommen.

St. F.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S.,
Gr. Ulrichstraße 63,
Fernruf 4520 u. 1630.

Namen und meine Wohnung notierte. Dann begann er ein stichtiges Streifenband, betrachtete mein Gesicht sehr scharf und verglich es mit photographischen Aufnahmen in einem Buche. Ja wurde ärgerlich.

„Befährt man immer so, wenn jemand eine vergessene Handtasche zurückfindet?“

„Nein, nur wenn sie solche Dinge enthält,“ erwiderte der Beamte und wies auf die Sachen, die er ihr entnommen. „Ich vermutete, Sie wissen, was für Dinge das sind.“

„Irgendwelche Werkzeuge, das kann doch leicht sein,“ entgegnete ich verächtlich. „Sie waren in der Tasche, als ich die Beute rauben lief.“

„Wo war das?“

„Ich bräutete ihm über die Verheirathung, und der erste Ausdruck seines Gesichtes wandelte sich allmählich zu einem sehr heiteren. Daraus ermutigt, erzählte ich ihm auch von meinen Erlebnissen auf der Flucht. Und als ich zu Ende war, lächelte er gerade hinan.“

„So ist alles in Ordnung, und Sie können Ihre Tasche mitnehmen. Aber das Werkzeug lassen Sie besser hier. Ihnen kann es nichts nützen.“

„Warum nicht?“ fragte ich, und ein Argwohn dümmerte in mir auf.

„Weil es Diebstahlszeug sind,“ entgegnete er und lächelte nachmal.

„Sehr bald darauf erhielt ich einen Brief von dem hilfsreichen Beamten. Er lautete: „Werter Herr! Ich danke Ihnen für die acht Schilling. Ich würde wohl, daß Sie sie schicken würden, denn Deuten Ihres Berufes haßte doch immer etwas vom Sportsmann an. Aber Sie sollten sich größerer Gemüthsruhe befleißigen und ein interessantes Handwerkszeug nicht vor anderer Augen ausstellen!“

„Ja, so ist's nun! Ich hoffe, den jungen Offizier noch einmal irgendwo zu treffen und ihn von meiner Rechtschaffenheit zu überzeugen. Er wird alsdann enttäuscht sein — aber das kann ich nicht ändern.“

Die Stumme.

Von
Eugen Fehrer-München.

(Nachdruck verboten.)

Das kurze, heftige Malgewitter hatte sich verzogen. Nur an der Spitze sah man den Zeit zu Zeit noch einen schlingelhaften Witz. Den Donner hörte man schon nicht mehr. Es hatte aufgehört zu regnen. Die Sonne brach wieder durch die düstere Wolken, von denen der Regen herabstieß. Blüthenstaub lag schwer in der Luft. Ganz barockartig gedärbert lag die Wänerde. Es zog die Vögel aus ihren Nestern heraus, in die sie der grelle Blick geziehen hatte, ließ sie juchend zwischen und pfeifen und lärmten, als ob es nicht schon Abend wäre, als ob die Sonne sich zum ersten Mal am Tage zeigte.

Heinrich stand am Fenster und freute sich an der aufstehenden Natur. Er hatte gearbeitet, gelesen. Er ließ sich von dem Dichter in eine andere Welt lösen, lebte in vergangenen Jahrhunderten. Und als er sich ganz eingelebt hatte in diese Welt, da erbligte das Buch und gab ihm wieder frei für die Wirklichkeit des Jetzt. Sein Kopf war schwer, sein Rücken schmerzte ihn, sein ferner Traum hatte ihn müde gemacht. Er konnte noch nicht zurück in die Welt, er wollte nicht. Da sah das Gewitter. Und mit dem Erwachen der Natur wurde auch er wach. Und das Jubeln der Vögel im Garten mochte auch ihn fröhlich machen. Und die willkürliche Atmospäre, die über der Erde lag, ließ ihn sich stark fühlen, tatendurstig. Er hatte das Werk des Dichters überstanden — nicht vergessen. Aber frei gemacht von den Trambanden der Vergangenheit. Denn die Sehnsucht der Seele richtete sich eben sehr auf Vergangenes wie auf das Kommende. . .

Heute konnte er nicht mehr arbeiten, nicht mehr lesen. Das Erwachen der Natur hatte ihn aufgereizt: er wollte erleben. Sein Träumen in der Vergangenheit wollte er vergessen! Denn immer, wenn sich die Menschen auf sich selbst besinnen, proklamieren sie ihr Recht auf die Gegenwart, auf den nächsten Augenblick.

Er nahm seinen Hut, ging zur Elektrischen und fuhr in die Stadt. So ganz hatte er sich immer noch nicht freigegeben von seinen mittelalterlichen Welt: Er beobachtete die Leute

Wie ein Hauch wickeln die weichen Worte. Sie las wie
der und wieder, das Blut in den zitternden Händen; und
aus dem sie legte, daß alle Kraft von ihr abgelaufen war,
während sie sich so fühlte, wie dahin die Mutter sich freuen
werde, da stahlen sich ihr Tränen in die Augen.

Franz mußte ras der Erde entheben, aber es ergriß ihn
nun doch, sie in ihrer Verzerrung zu sehen.

Er trat leise an sie heran.

„Thiele,“ bat er, „nun ist's doch gut!“

Da hand sie auf, schlang die Arme um seinen Hals und
legte den Kopf an seine Brust.

„Ja, Franz, nun ist's gut!“

XIV.

Gustl hatte seine Ankunft in Olsburg nicht angezeigt. Er
wollte nicht abgeholt werden, und vom Bahnhof nach der
väterlichen Villa war der Weg nur kurz.

Der Diener war wieder einmal neu, und Gustl mußte sich
erst vorstellen, um den steifen Herrn die nötige Freundlichkeit
abzurufen. „Ich heiße Swoboda und bin ein Sohn des Hau-
ses.“

„O, die Herrschaften werden aber sehr bedauern!“ Er
laß Gustl aus dem Heberrod. „Die Herrschaften sind im
Wald weggefahren.“

„Wohin?“

„Bedauern — ich weiß nicht.“

„Mein Bruder ist auch nicht da?“

„Weider nein. Die Frau Gräfin und die beiden Herren
sind gemeinsam fortgefahren. Aber der Herr Graf sind da —“

Gustl war wenig angenehm überrascht.

„Die gräflichen Herrschaften sind zu Besuch?“

„Seit drei Tagen. Mit dem kleinen Grafen und der
Dienerschaft.“

„Danke. Sagen Sie dem Herrn Grafen daß ich da bin.
Ich gehe ins Rauchzimmer. Aber wenn der Herr Graf irgend-
wie in Anspruch genommen ist — ich bin ja zu Haus und will
nicht hören.“

„Der Herr Graf sind nicht allein. Der Doktor ist seit
einer Viertelstunde da.“

„Der Doktor? Welcher Doktor?“

„Der Arzt. Der kleine Graf feiert seit heute nachmitt-
ag.“

Gustl blieb zögernd stehen. Er kannte den Schwager
samt und er hatte ein Vorurteil gegen ihn. Aber nun regte
sich die Teilnahme: ein krankes Kind am Festtag, und die Mut-
ter war nicht zu Hause! Da war es doch wohl richtiger, wenn
er den Grafen ansah und begrüßte. Er hatte den kleinen
Kleinen ohnehin noch nicht gesehen, und so ließ er sich denn
nach dem Krankenzimmer führen.

Der Doktor war gerade im Vestibül, zu gehen.

„Wir müssen halt abwarten, Herr Graf — sagen laßt ich
so gar nicht. Vielleicht, daß es was raus kommt, bis morgen,
aber ich glaub's net amal. Wird halt doch nur a verdorbener
Magen sein, und das war' dann scho' der sechste heut'. Feiert-
tagstranheit. Die o'ea Süßigkeitn, wissen's.“

Da trat Gustl ein: „Grüß Gott!“

Graf Ansel, der dem Doktor mit beunruhigter Miene
zugehört hatte, reichte Gustl in herzlichster Freude die Hand.

„Ja aber, Herr Schwager — Sie sind das! Grüß Gott!
Vorherst haben wir noch von Ihnen gehört und der Vater
meinte, Sie wären wohl noch in Pallanza. Also das freut
mich schon wirklich, daß Sie da sind!“

„Ich bin schon seit acht Tagen in Wien,“ sagte Gustl ein
wenig abweisend. Die große Herzlichkeit, auf die er nicht vor-
bereitet war, genierte ihn. Dann wandte er sich an den
Arzt, einen freundlichen alten Herrn, der ihn schon in seinen
Rindertagen behandelt hatte.

„Guten Tag, Herr Doktor! Ihnen gönnt die Welt auch
einen Feiertag, hehnt's!“

Der Doktor lachte beghilich, während er Gustl derb die
Hand schüttelte.

„No, wissens, Herr Swoboda, es war' mir net amal recht,
wann i viel Feiertag' hatt, und i nimms' der Welt gar nit
weiter abel, wann's mi halt auch an Feiertag holt. Erstens,
weil's mi halt immer no a'trent, wann i an Menschen helfen
sann, n' und dann — no ja, ein armer Menschenbottor will

halt da' auch helfen, und von der Ruh' hat ma, net viel. In
der Ruh' kommt ma' scho' a'trent' no' früh' g'mo.“ Dann
emp'cht er sich: „Eas' b' Echl! Morgen in der Früh' schen
i scho' wieder mal da'her. Soll' aber do' in der Nacht was
sein, nachher ru'ert's mi halt — i bin ja immer zur Hand.
Aber i dent' scho' morgen's is alles wieder gut.“

Fortsetzung folgt.

Die verhängnisvolle Tasche.

Von
G. Müllers-Röder.

(Nachdruck verboten.)

Nützig hatte ich die Handtasche nicht, als ich sie kaufte.
Denn zu Hause standen ihrer zwei, die für eines Langge-
fahrenen vollkommen ausreichten. Nur das Geheim-
nisvolle, das gerade dieser Tasche anhaftete und die vielen
bunten Bettel darauf hatten mich belodert.

Aus Vangerotte hatte ich einmal in einem Raum hinein-
geschaut, wo in London von Zeit zu Zeit die in den Eisen-
bahnwagen verbliebenen, nicht zurückgebrachten Gegenstände
zur Versteigerung kommen. Wirklich erpauulich erschien die
Menge und Mannigfaltigkeit der Sachen, die gestrenzte Be-
stehende zurückgelassen. Hunderte von Regenschirmen und Spa-
gletschäden, zu einem halben Dutzend zusammengeschoben,
Wäcker genug, um eine Bibliothek zu erfüllen. Aber auch
wertvolle Dinge: Handtaschen, Schreibmaschinen, Uhrengehäuse.

Eine Wette hatte ich dem besahenen Waren belüftet an-
gesehen. Da hielt der Auktionator eine Handtasche in die
Höhe und rief: „Nun sehen Sie die hier an! Lieber die ganze
Welt ist sie gereift, aber sie ist verschlossen und kein Schlüssel
dabei. Was mag wohl darin stecken? Wieviel für die Hand-
tasche?“

Ich war in die Nähe gelangt und betrachtete die Tasche
mit den vielen bunten Bitteln. Hotels in Paris, Wien, Bonn-
bach, Singapur, Hongkong, Yokohama, Sydney, Kapstadt:
alle waren sie da. Wieviel verschlossene Hände, schwarze,
gelbe, braune und weiße mochten diesen Wäcker ergriffen haben!

Meine gebildeten Sinne ahnten den Duft von Sandelholz,
das reschende und bezaubernde einladende Gongs, das Schim-
mern weicher Kleider unter freilebender Sonne, das lelle
Nauschen öliger Wogen unter dem Mound der Tropen. Und
nun erst das Geheimnis des verschlossenen Innern! Was
konnte die Weltgerichte aus dem fernem Osten nicht alles
bergen?

Unter diesen Gedanken hatte ich nicht Acht auf das
Bieten. Oder hatte ich unbewußt gendelt? Der Auktionator
sah mich an und sagte: „Hövelingwanja Schilling. Ver-
kauft.“ Und ich begriff, daß ich der Käufer war. Nun,
das tat mir nicht leid. Ich gabte den Preis und ging
mit meinem ledernen Schlüssel zum Bankier.

Um so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, dort
das Schloß aufzubrechen und ganz allein einen Blick hin-
einzulassen, beschloß ich das Versteck eines dahinterstehenden
Einkubus und schob meinen Schatz gegen das Geländer. Ein
Stück weiter hielt der Bus mit einem pfiffigen Kna,
meine Handtasche ging über Bord und fiel auf das Verdeck
eines vorüberfahrenden Autos, wo sie neben anderem Gepäc
liegen blieb.

Schleunigst kletterte ich von dem Omnibus herunter,
winkte ein anderes Auto herbei und fuhr meiner Tasche nach.
Meine Annahme, das mit Gepäc beladene Auto sei auf
dem Weg nach Victoria Station, stimmte, denn dort ankome-
nen, sah ich alsbald meine Tasche mit anderem Passagiergut
zusammen auf einem Gepäckträger und trat sogleich hinzu,
um meine Tasche zu verpacken.

Der Eigentümer des übrigen Gepäcks war ein Oberst
in Uniform. „Entschuldigen Sie,“ sagte ich höflich, „aber diese
Handtasche gehört mir!“

Der Oberst betrachtete erst mich durch sein Glas,
dann den danebenstehenden Gepäckträger. „Woher haben
Sie diese Tasche?“ fragte er ihn.

„Mit dem übrigen Gepäc vom Verdeck Ihres Autos,
Dere!“

„Dann gehört sie natürlich mir,“ sagte der Oberst sehr
bestimmt. „Weshalb fordern Sie sie?“

Ich erklärte ihm den Vorgang, aber er entgegnete un-
getuldbig: „Mein Vorfahr besaß mein Gepäc, und ich
zweifle nicht im geringsten, daß die Tasche mir gehört.“

„Aber legen Sie sich doch die Holschiffel an, die werden
Sie überzeugen, daß Sie im Recht sind.“

Er streifte die bunten Bittel mit einem Blick und

überlegte: „Im Gegenteil, Sie beweisen mir, daß ich Recht
habe. Da war ich überall. Bringen Sie das Gepäc zum
Gepäckwagen,“ gebot er dann dem Träger. „Und ich rate
Ihnen, es das nächste Mal gefällter anzustellen.“

Damit ging er. Aber ich wollte meine Tasche wieder haben
und folgte ihm auf den Bahnhof, bis der Träger meine
Handtasche mit mehreren anderen in einem Korb erster
Klasse bestaute, das der Oberst bezeichnete. Auch ich bestieg
den Wagen und erneuerte meine Forderung. Doch je mehr
ich redete, desto ablehnender verzicht sich der Oberst. „Nun,
wenn die Tasche wirklich Ihnen gehört, so öffnen Sie sie
doch und beweisen es,“ sagte er endlich.

„Ich habe keinen Schlüssel,“ flammte ich.

„Aber!“ sagte der Oberst in geradezu besitzigem Tone.
„Und warum öffnen Sie sie nicht?“ entgegnete ich
ärgertlich.

„Mein Vorfahr hat meine Schlüssel!“

„Aber!“ rief ich nun innerlich in gleichem Tone.

Der Oberst fuhr auf, unterdrückte jedoch, was ihm auf
der Zunge lag, lehnte sich zum Fenster hinaus und winkte
jemandem herbei. Ein junger Mann in Uniform trat herein
und grüßte.

„Thomas, haben Sie meine Schlüssel?“

„Ja, Sir.“

„Dann schließen Sie diese Handtasche auf.“

„Seiert.“

Der Vorfahr nahm die ihm bezeichnete Handtasche her-
unter, betrachtete sie aufmerksam und sagte: „Diese Tasche
ist nicht die Ihre.“

„Nicht die meine?“ brummte der Oberst.

„Nein, Herr Oberst.“

„Wessen denn?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie kam sie denn auf das Verdeck meines Autos?“

„Das kann ich nicht sagen.“

Ich schloß. Das Blatt hatte sich gewendet. Der Vorfahr
grünte mich an: er hätte offenbar seinen Spaß an dem
kleinen Zwischenfall.

„Nun werden Sie mir wohl gütlich erlauben, meine
Tasche an mich zu nehmen,“ wandte ich mich an den Oberst.

Er legte mir den Rücken und sah zum Fenster hinaus.
Ich ergriff meine Handtasche — doch da bemerkte ich zu
meinem Entsetzen, daß der Zug sich inzwischen in Be-
wegung gesetzt hatte. Es war ärgertlich, doch ich tröstete
mich mit dem Gedanken, daß ich auf der ersten Station
aussteigen würde, um mit dem nächsten Zuge zurückzufahren.
Indes glitt Station nach Station vorüber, und der Zug
hielt nicht. Ich wurde unruhig.

„Können Sie mir sagen, wo dieser Zug zurück anhält?“
wandte ich mich an einen jungen Rentner, der im gleichen
Wagen mit offenkundiger Interesse gefolgt war.

„Es ist der Schnellzug nach Dover, und die erste Halte-
stelle ist Chatham,“ erwiderte er.

Chatham! Das war nahezu 20 Kilometer von London.
Und nun würde der Schaffner kommen, und da ich keine
Fahrkarte besaß, den Fahrpreis von mir fordern: hatte ich
denn ein genug Geld bei mir? Nach dem unbedingtesten
Kauf der Tasche und der Aufstufung waren mir — wie ein
eifriges Durchnähen meiner Taschen ergab — nur zwei
Schilling und drei Pence verblieben, und die Fahrt bis
Chatham kostete sicherlich mehr. Fast gerate mich der Kauf:
brachte er mich nicht fortwährend in Verlegenheit? Als
ich aber den Gegenstand mit einigermaßen vorwurfsvollem
Blick betrachtete, bemerkte ich, daß er nicht mehr so fest
geschlossen war wie zu Anfang: wahrscheinlich hatte das
Schloß bei dem Fall auf das Auto nachgegeben. Meine
finanziellen Sorgen momentan vergetten, schaute ich nun
begeistert in die Tasche. Das Geheimnis, das mich verlockte,
war ja nun gelöst. Aber wie gemächlich war die Abnung
eine ganz profanische. Es war offenbar die Tasche eines
Handwerkers, denn sie enthielt allerlei kleines Werkzeug:
Meißel, Hammer, Bohrer, kleine Sägen, einen Bund Schüs-
seln und dergleichen. Darauf lag eine alte Trachtmütze, und
in einer Ecke eine elektrische Handlampe. Ich war natürlich
sehr entsetzt, denn nichts davon schmeichelte meinen Sin-
nen. Hüfte und Kniege des fernem Ostens war?

Da trafen meine Finger auf ein Stück Papier. Ich
zog es hervor: es war ein etwas gekrümmtes Fünfpfundnote.

Während ich sie mit Staunen und Begegnung betrachtete,
kam denn auch der Schaffner und kontrollierte die Fahr-
karte der Mitreisenden. Ich erklärte, ich hätte keine Fahr-
karte und wollte in Chatham aussteigen.

„Nicht Schilling nach Chatham,“ ließ es

Ich verließ ihm eine Fünfpfundnote. Er betrachtete sie,
dann mich und sagte: „Ich kann nicht wecheln.“

„Aber was soll ich denn machen?“ fragte ich und schaute,
daß ich rot wurde.

Er zuckte die Achseln, gab aber keine Meinung ab,
sondern markierte nur. Ich fühlte ebenfalls das gespannte
Interesse des Obersten. Zu meiner großen Verwunderung
jedoch erbot sich jetzt der Rentner, die Note zu wecheln. Ich
danke ihm für seine Gefälligkeit, bezogte den Schaffner
und reichte dem fribigen Betrag ein. Dieser ergab über-
haben, drückte ich mich für meine Güte und somit den
kleinen Gefährnissen des Lebens noch. Nach einer Weile
jedoch bemerkte ich, daß die Mitreisenden leise miteinander
berieten, und daß der Gegenstand ihrer Beratung meine
Fünfpfundnote war, die der Oberst in der Hand hielt. Der
Rentner schloßte, der Oberst aber blühte sich ernst.

„Stimmt irgendetwas mit der Note nicht?“ fragte ich.

„Ich meine nicht,“ entgegnete der Rentner, „aber der
Herr Oberst...“

Meiner Meinung nach ist die Note falsch,“ äußerte der
Oberst und stierte mich durch sein Glas.

Sehr wahrscheinlich hatte er Recht, denn weshalb sollte
ein Handwerker eine gute Banknote in seinem Arbeitsstod
verstecken?

„Das tut mir ungenehmer leid,“ sagte ich zu dem Rentner.
„Ich hatte keine Ahnung, daß die Note falsch sein könnte.
Es ist alles, was ich bei mir habe, und die Weiße wurde
mir je angezogenen, wie Sie gehört haben. Wollen Sie
mir gütlich Ihren Namen und Ihre Adresse angeben, da-
mit ich Ihnen das Geld schicken kann, sobald ich in London
entreprte?“ Ich nahm die mir verbliebenen vier Pfund
und zwölf Schilling heraus und drückte sie ihm in die
Hand. „Ammerich schenke ich Ihnen noch acht Schilling.“

Ich suchte in meinen Taschen nach einem Bleistift; da ich
keinen fand, ließ der Rentner mir seine Füllfeder und gab
mir auch ein Blatt aus seinem Notizbuch. Ich schrieb mir
seinen Namen und die Adresse auf und besangte meine Hand-
tasche als Unterlage. Weider war ich nicht so ruhig, wie ich
hätte sein sollen, und als ich geschrieben hatte, glitt die
Feder mir aus der Hand und in die Tasche. Da ich sie unter
den Wertgegenen nicht gleich herausfand, nahm ich einige
davon heraus und legte sie neben mich auf den Stuhl. Die
kleinere den Rentner zu interessieren, daß er sogar aufstand
und mit wühligen Augen in meine Tasche blühte. Endlich
sand ich die Feder, gab sie ihm zurück und tat das Werkzeug
wieder hinein. Und mit der Zeit kamen mir denn auch
nach Chatham. Ich verabschiedete mich von dem Rentner,
drückte ihm die Hand und dankte nochmals für seine Hilfe
zur rechten Zeit.

Da fand ich nun wie ein Schlüsselstück auf einleinem
Strand. Mit zwei Schilling in der Tasche und ich war
hungrig geworden, ging in das Bahnhofskaffeehaus: und
als ich nach einer halben Stunde wieder heraustrat, be-
traudete mich ein Mann in drei Reihen, so daß ich nicht
einmal insatzen war, ein Teigeenan an meine Londoner
Bank zu bezahlen. Wie sollte ich nun dorthin zurückkommen?
In Fuß? Da, das konnte ich wohl — aber 20 Kilometer weit
während! Mir grante davor!

Ein Zug lief ein und hielt eine Minute. Am Fenster
eines Abteil's erster Klasse erblickte ich das Gesicht meines
Freundes. Ich führte zu ihm hin und rief laut verwechelt:
„Henry, ich bin ein Pfund, frage mir nicht, ich werde
es die später erklären.“ Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Schnell!“ rief ich. Er lagte und ließ die Note in meine
Hand fallen, als ich neben dem Zuge bestieg. Ich winkte
ihm nach und elkte zum Schütler. Um zwei war ich wieder
in London, sprang in ein Auto, fuhr zu meinem Bankier
und legte die Fünfpfundnote dem Kassierer vor. „Ist sie
gut oder nicht?“

„Ein wenig schmutzig und geknittert, aber vollkommen
in Ordnung.“

Zu Fuß ging ich nun in meinen Klub, dort in Nähe
eine Tasse Tee zu trinken. Und erst als ich mich behaglich
niederzulegen, fiel mir wieder meine Handtasche ein. Was
hatte ich damit getan? Natürlich fiel sie im Auto zurückgeblieben,
als ich in die Bank elkte. Ich ging also zum Handwerker
auf dem Polizeiamt, beschränkte meine Tasche und wurde
beendet, eine Wette zu warden. Danach führte man mich
in ein Zimmer, wo ein ernst blickender Polizeibeamter
hinter einem Tische saß. Darauf stand meine Handtasche,
und ihr Inhalt lag daneben.

„Sie fordern diese Tasche zurück?“ fragte der Beamte.

„Ja, ich gebt mir, ich ließ sie in einem Auto zurück.“

Ein Gesicht wurde noch ernster, während er meinen

